

diese »Hauptsache« scheint doch mit dem strengen Monotheismus zusammengehängen zu haben, den nach Meinung der Synedristen Jesus durch seinen unerhörten Anspruch aufzuweichen schien.

Im 3. Teil wendet sich Thoma Juden und Christen in der Zeit nach Christus zu: ihrem Gegeneinander, Nebeneinander und Füreinander. Er behandelt hier die allmähliche Trennung von Kirche und Israel schon in der anfänglichen Zeit der Kirche, wobei auch dem »rabbini-schen Ketzersagen« ein wichtiger Abschnitt gewidmet ist (223–229), mit dem Ergebnis: »Es gab . . . nie eine vom ganzen rabbinischen Judentum ausgesprochene Exkommunikation der Judenchristen« (228), und: »Das Judentum sieht . . . im jüdischen Ketzer ein schlimmeres Übel als im nichtjüdischen Frevler.« Bei der weiteren Behandlung des »Gegeneinander« kommt Thoma auch auf die »Holocaust-Theologie« zu sprechen, die z. T. soweit geht, »Auschwitz« als die letzte Frucht des christlichen Antisemitismus zu sehen, was Thoma zurückweist. Mit Recht bemerkt er: »Für einen gläubigen Christen ist der Sinn des Opfergangs der Juden unter dem Nazi-Terror . . . nicht allzu schwer zu ergründen. Die etwa 6 Millionen in Auschwitz und anderswo umgebrachten Juden lenken seine Gedanken zunächst auf Christus, dem diese jüdischen Massen in Leid und Tod gleich geworden sind. Auschwitz ist das hochragendste moderne Zeichen der

innigsten Verbundenheit und Einheit jüdischer Martyrer – stellvertretend für das gesamte Judentum – mit dem gekreuzigten Christus, obwohl dies den betroffenen Juden nicht bewusst werden konnte. Das Holocaust ist für den gläubigen Christen also ein wichtiges Zeichen der unverbrüchlichen, im gekreuzigten Christus begründeten Einheit von Judentum und Christentum trotz aller Spaltungen, Eigenwege und Unverständnisse. Der Christ wird durch Auschwitz bewogen, sich auf die Haltung Christi und jener, die in seinem Geiste starben, einzuspielen« (242 f.).

Ich breche damit ab, um nicht noch mehr Raum für diese Rezension zu beanspruchen. Wer von den Lesern des »Freiburger Rundbriefs« sich die Mühe gemacht hat, sie zu lesen, wird ohnehin bereits erkannt haben, dass es sich bei Thomas »Christlicher Theologie des Judentums« um ein ganz aussergewöhnliches Werk handelt, ja um ein unentbehrliches Werk für all jene, die sich um ein Verständnis des Judentums und um den Dialog mit ihm bemühen. Wir alle sind Thoma zu grossem Dank verpflichtet, der das Judentum nicht aus sekundären Quellen kennt, so zahlreich seine Literaturhinweise auch sind, sondern aus den primären Quellen selbst. Vermerkt sei am Schluss noch, dass David Flusser zu dem Werk ein umfangreiches und sehr beachtenswertes Vorwort geschrieben hat.

13 Mein Judentum, herausgegeben von Hans Jürgen Schultz*

Buchbericht von Dr. Ernst L. Ehrlich, Basel,
Direktor des europäischen Distrikts des B'nai B'rith

Es gibt in letzter Zeit eine Reihe von Büchern, die einige Aspekte des Judentums behandeln, akademisch, abstrakt, kenntnisreich. Kaum ein Buch ist jedoch seit langem erschienen, in welchem Menschen von ihrem Jüdein berichten, uns mitteilen, was sie mit diesem eigenartig-fremden Phänomen verbindet, das man als »Judentum« bezeichnet. Schaut man sich die Liste der 20 Mitarbeiter, Männer und Frauen, an, so kann man sich die Heterogenität kaum grösser vorstellen: Neben prominent bekennenden Juden wie Ernst Simon und Schalom Ben Chorin finden sich solche, die sich aus dem einen oder andern Grunde haben taufen lassen: *Alfred Grosser* und *Alfons Rosenberg*; beide berichten in diesem Buche, wie es zur Taufe gekommen ist: Der eine, weil sie für die Lebens-erhaltung während der Verfolgung notwendig erschien, der andere, weil ihm ein Glaubenserlebnis widerfuhr; und für beide gilt wohl auch die von Wolfgang Hilde-sheimer in diesem Buch berichtete, leicht maliziöse Anek-dote: »Ein Monsignore hat einmal gesagt: Wenn ein Jude zu unserem Glauben konvertiert, gibt es zwar einen Ka-tholiken mehr, aber keinen Juden weniger.« Vielleicht hat deshalb der Herausgeber Hans Jürgen Schultz diese Vielfalt walten lassen, als er 20 Menschen jüdischer Her-kunft um ihre Mitarbeit ersuchte. Wir sollten es ihm danken.

Nichts würde einen Nicht-Juden mehr in die Irre führen, zeigte man ihm das Judentum als ein glattes, einspuriges Phänomen auf, und den jüdischen Menschen als einen, der gerade aus dem Alten oder dem Neuen Testament

entsprungen sei, aus dem Talmud, oder aus irgendeiner Synagoge, habe sie eine Orgel oder keine.

Und es ist schon merkwürdig: Ohne die Texte seiner Kollegen zu kennen, hat *Ernst Simon* am Ende seines Beitrages knapp zusammengefasst, was die meisten Mit-arbeiter dieses Bandes zusammenhält: »Ich bin im Laufe meines langen Lebens immer mehr zu der Überzeugung gelangt, dass der Sache Gottes auf Erden manchmal bes-ser als durch seine organisierten Anhänger durch seine Leugner gedient wird. Gegen ihren Willen sagen sie Amen« (S. 102).

Was Christen oder Nicht-Juden oder Freidenker, wie sie Bundeskanzler Helmut Schmidt neulich in seiner Kölner Synagogenrede apostrophiert hat¹, von Juden trennt, sind die Assoziationen. Juden mögen als Menschen sein wie sie wollen: Eines trennt sie von den andern, eben da-her sind sie anders: Ihr Schicksal, ihre Geschichte, das was ihnen, ihren Eltern und Grosseltern, Freunden und Freundinnen in den Jahren widerfahren ist, als die meisten Christen und »Freidenker« die Juden mehr oder weniger im Stiche gelassen hatten; die einen mehr, die andern weniger. Eine solche Erfahrung kommt in fast jedem einzelnen Beitrag zum Ausdruck, so etwa bei dem aus Wilna stammenden Maler Samuel Bak: »Dass ich Jude war, wurde mir nicht durch Erziehung oder fami-liäre Tradition bewusst, sondern durch tiefe seelische Er-schütterungen, denen ich und andere um mich ausgesetzt waren, andere, die nicht wie ich das Glück hatten, heute darüber berichten zu können« (S. 121). Überhaupt legen

* Mein Judentum, hg. von H. J. Schultz s. u. S. 177.

¹ Vgl. u. S. 113.

sich die wenigsten nichtjüdischen Menschen darüber Rechenschaft ab, dass die Tatsache des Überlebens eines Juden an sich schon ein bemerkenswertes Ereignis darstellt. Viele, die in diesem Buche zu Worte kommen, haben durch irgendeinen winzigen Zufall überlebt: Die andern hatten ihnen ja den Tod zugebracht. Ein Nicht-Jude lebt, weil er lebt. Leben ist für ihn eine schlichte Selbstverständlichkeit; für einen Juden ist Leben immer mit »Überleben« verbunden: »Dies ist die Welt, in der zu leben ich mich entschieden habe und die aus mir gemacht hat, was ich heute bin. Ein Jude zu sein bedeutet heute, teilzuhaben an einem Kampf um das Überleben. In einer Bindung zu leben, eingefügt in ein gemeinsames jüdisches Schicksal – in etwas, das mir immer grösser erschien als alles Individuelle –; in ein Schicksal, das uns jenseits unserer persönlichen Wünsche zubestimmt scheint und vor dem es – mit Gottes Hilfe oder ohne sie – kein Entrinnen gibt. Dieses Schicksal habe ich lieben gelernt. Und ich habe gelernt, aus diesem Schicksal Kraft zu gewinnen« (S. 135), schreibt *Samuel Bak*. Judentum als Schicksalsgemeinschaft scheint eine einfache Formel zu sein, und für viele Juden ist das Bewusstsein gemeinsamer geschichtlicher Erfahrung das einende Band. Das klingt zunächst etwas negativ und weist noch keine Inhalte auf. Diese freilich sind vorhanden, und gerade eine grosse Variationsbreite kennzeichnet den Reiz des Judentums. Etwa, wenn es bei Manès Sperber heisst: »Und auch das ist mein Judentum: Solidarität mit allen, denen Unrecht getan wird.« Oder vom gleichen Autor hören wir: »Kein Opfertod, keine Erlöser-Gnade vollbringt die so sehnlichst erwartete Wandlung, denn das Kommen des Messias hängt von uns selbst, von uns allein ab, von den Werken aller. Ich bin nie einer Idee begegnet, die mich so überwältigt und meinen Weg so bestimmt hat wie die Idee, dass diese Welt nicht bleiben kann, wie sie ist, dass sie ganz anders werden kann und es werden wird. Diese einzige fordernde Gewissheit bestimmt, seit ich denken kann, mein Sein als Jude und Zeitgenosse« (S. 194).

Wie vielen andern Bürgern auch, ist nicht wenigen Juden die institutionalisierte Religion eher fragwürdig geworden. Aber eine Lehre haben alle, mit wohl nur einer Ausnahme (Alfred Grosser) gezogen: Der Glaube an die totale Assimilation an die vollständige Emanzipation ist der Skepsis gewichen. *Hans Mayer* sagt es so: »Ich bin jüdischer Abkunft und lebe in einem der beiden deutschen Staaten . . . Empfinde ich mich als Deutscher, nachdem so viel geschehen ist?« (S. 260). Am Ende steht die Skepsis, das grosse Fragezeichen.

Für den Israeli stellen sich diese Probleme nicht in dieser Weise. Der Schriftsteller *Yehuda Amichai* hat für sich die Frage des Judeseins gelöst, allerdings nicht für die Juden ausserhalb des Staates Israel: »Judentum . . . ist das jüdische Volk. Es ist eine eigentümliche Mischung von Religion und Volkstum . . . So ist also die Staatswerdung der Juden eine natürliche Entwicklung. Ich sagte einmal einem jungen jüdischen Amerikaner, der sich überaus

ernsthaft mit Problemen seiner Identität abquälte . . . Ich sagte ihm, dass vielleicht der beste Grund, in Israel zu leben, der sei, dass hier alle diese Identitätsprobleme verschwinden . . .« (S. 33).

Für den Israeli gibt es zwar nicht die spezifische jüdische Diasporasituation, freilich werden früher oder später auch die heute in dieser Hinsicht noch sorglosen Israelis vor das Problem ihrer eigenen israelischen Identität gestellt werden. Sind sie nur ein Volk wie alle Völker?

Das Proprium des Jüdischen bewegt jedoch zunächst vor allem die Diasporajuden. Diese sind heute weniger damit befasst, den Antisemitismus zu bekämpfen, diese Phase haben sie überstanden; Judenfeindschaft ist im Bewusstsein vieler Juden obsolet geworden. Es ist eine Sache für die andern, für die Nicht-Juden, die mit ihrem aggressiven Verfolgungswahn fertig werden müssen. Judesein kann aber auch für moderne Juden sehr bestimmte Funktionen haben, so lesen wir etwa bei *Robert Jungk*: »Warner zu sein und Verheisser, die Hölle auszumalen, aber auch das Kommen des Messias zu verkünden, das sind Botschaften, die ein Jude nicht als historische Bibeltexte empfindet, sondern als stets aktuelle Notwendigkeiten. Und ist es nicht wirklich die Rolle der Juden, diese zweifache Vision, diese übersteigerten Bilder von dunklen und hellen Endzuständen in einer Menschheit wachzuhalten, die über Einzelheiten das Ganze, über Teilerfolgen den Sinn, das Schicksal vergisst?« (S. 285).

Jean Améry war einer, der mit dem Judentum nichts zu tun hatte und der durch die allgemeine Judenverfolgung dorthin eingereiht wurde, wo er sich nicht zugehörig fühlte. Aber durch sein Judenschicksal geschah es, dass ihm sein Judesein dann nicht mehr in Frage stand. »Mit Israel solidarisch sein, heisst für mich, den toten Kameraden die Treue bewahren« (S. 88). »An nichts kann ich mich halten, als an das in seiner Qualität unmittelbare Erlebnis.« Dieses Erlebnis heisst *Auschwitz*. »Die Leute reden über Politik und Geschichte, objektive Vorgänge. Ich bleibe fixiert, bis zum bittersten Ende, an das Erlebnis« (S. 89).

Jeanne Hersch spricht für einige in diesem Buche, wenn sie meint, es gäbe kein eindeutiges Kriterium für das Judesein, »und vielleicht ist gerade diese Unmöglichkeit die Quelle eines Sinnes. Wahrscheinlich ist es immer ein unzutreffender Ausdruck, wenn man einem anderen sagt: »Du bist Jude« (ausser wenn man auf diese Weise eine Brüderlichkeit bestätigen will). Die Aussage aber: »Ich bin Jude«, ist kräftig, einfach – und nicht ganz eindeutig« (S. 45). Wäre das Judesein so eindeutig, hätte dieses schöne Buch »Mein Judentum« nicht veröffentlicht zu werden brauchen. Eindeutigkeit bedeutet zugleich auch Spannungslosigkeit. Das Judentum aber lebt bis heute, und es wird auch weiterleben, weil es Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukunftsträchtiges enthält. Die Juden jedoch leben eben gerade aus dieser Spannung und sie werden überleben.

VOR DEM SÜNDEN- BEKENNTNIS DES VERSÖHNUNGSTAGES

*Wir sind Dein Volk und Du unser Gott.
Wir sind Deine Kinder und Du unser Vater.*

*Wir sind Deine Knechte und Du unser Herr.
Wir sind Deine Lämmer und Du unser Hirt.*

*Wir sind Dein Weingarten und Du unser Hüter.
Wir sind Dein Erbe und Du unser Anteil.*

*Wir sind die auf Dich Hoffenden und Du unser Retter.
Wir sind Dein Werk und Du unser Schöpfer.*

*Wir sind Deine Lieblinge und Du unser Verwandter.
Wir sind Dein Volk und Du unser König.*

*Wir sind Deine Geliebte und Du unser Geliebter.
Wir sind Deine Gepriesenen und Du unser Preis.*

(In: Robert Raphael Geis [Hrsg.]: Vom unbekannten Judentum. Freiburg i. Br., 1961, S. 49)